Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 26 (1969)

Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

– Vgl. A. Ohm, *Hochgotische Goldschmiedekunst in Südschwaben*, Diss. phil. (Maschinenschrift), Freiburg i. Br. 1952, S. 76ff., S. 79f und S. 119, WK. 22 und 23.

[10] Kunstdenkmäler der Schweiz, *Kanton Luzern*, Band I, S. 247, Abb. 184–189 und 191.

[11] Meersburg, gegenüber Konstanz am Nordufer des Bodensees, wie Eriskirch, das jedoch östlich von Friedrichshafen liegt. Vgl. Ohm (Anm. 9), S. 60ff., S. 62f., S. 116, WK. 15 und S. 117, WK. 16.

[12] Das Kreuz hat zwar Lilienenden mit eingeschobenen Vierpässen, aber die Blätter der Ranken sind ähnlich wie bei unserem Kreuz mit rundlichen oder ovalen Mulden durchmodelliert, eine nur für diese Werke typische Arbeitsweise.

[13] Vgl. Fritz Witte, *Die lithurgischen Geräte der Sammlung Schnütgen*, 1913, Tafel 31.

[14] Wesentliche Informationen für die folgenden Überlegungen verdanke ich G. von der Osten, *Beweinung Christi*, in: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, II, Sp. 457ff.

[15] Vgl. dafür die grundlegenden Erkenntnisse von Otto Demus, *Neue Funde an den Emails des Nikolaus von Verdun in Klosterneuburg*. In: Österreichische Zeitschrift für Denkmalpflege, Jg. V, 1951, S. 13ff. Ferner die wichtigen Ausführungen von P. Floridus Röhrig, *Der Verduner Altar*, 1955, S. 16–17, 20–22, S. 39ff. – In meiner oben zitierten Arbeit habe ich begründet, warum der Brand des Klosters 1330 die Erweiterung der Ambo zum Flügelaltar nicht ausgelöst haben kann, wie P. Floridus Röhrig gemeint hat.

[16] Der ältere Aufsatz in: Zeitschrift für Christliche Kunst, 1906, Sp. 321ff., der jüngere in: Pantheon, VIII, 1931, S. 341ff. – Mit den heute kaum noch haltbaren Theorien Otto von Falkes habe ich mich ebenfalls kritisch in meiner zitierten Arbeit auseinandergesetzt.

[17] Vgl. L. Ehret, *Seeschwäbische Goldschmiedekunst im 15. und 16. Jahrhundert*, Diss. phil. (Maschinenschrift) Freiburg i. Br. 1954, S. 38ff.

ABBILDUNGSNACHWEIS

Abb. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13 Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.
Abb. 14, 15, 16, 17 Bundesdenkmalamt, Wien.
Abb. 18 Augustinermuseum, Freiburg i. Br.
Abb. 19, 20 The Cleveland Museum of Art, Cleveland (Ohio/USA).

Buchbesprechungen

Josef Reitinger: *Die ur- und frühgeschichtlichen Funde in Oberösterreich.* Bd. 3 der Schriftenreihe des Oberösterreichischen Musealvereines (Linz 1968). 504 S., 355 Abb. im Text und 3 Karten.

Der Verfasser beginnt das Vorwort mit dem Satz: «Dieses Buch möchte der ‹Dehio› für die ur- und frühgeschichtlichen Denkmäler Oberösterreichs sein. Das bisher entdeckte Fundmaterial hat schon einen solchen Umfang angenommen, daß es ohne Behelfe nicht bloß von den vielen Heimatforschern, sondern auch vom Fachmann nicht mehr überblickt werden kann.»

Der vorliegende Band darf als eigentliche archäologische Karte von Oberösterreich gelten. Zu dessen allgemeinem Instrumentarium gehören: eine Zeittabelle, ein Ortsregister und 3 Karten. Der Textteil umfaßt außerdem alle Einzelfunde und Fundkomplexe aus der gesamten Ur- und Frühgeschichte bis ins 10., ja zum Teil bis ins 12. Jahrhundert. Der Verfasser hat darüber hinaus auch versucht, die archäologischen Denkmäler des hohen Mittelalters und der frühen Neuzeit, wie Gräber, Keramik und Eisengegenstände, Wall- und Grabenanlagen, Erdställe, Straßenfesten, Burgställe, Mauerfundamente unbekannten Ursprungs, zu verzeichnen, wobei allerdings «Burgen und sonstige Bauanlagen, von denen noch Reste des aufgehenden Mauerwerkes sichtbar sind», ausgeklammert wurden.

Als Kartengrundlage dient eine stumme Kurvenkarte 1 : 500000 aus dem Atlas von Oberösterreich. Die erste Karte enthält unter dem Titel «Urgeschichte I» die Fundstellen der Älteren und der Jüngeren Steinzeit, die zweite unter dem Titel «Urgeschichte II» die Fundstellen der Bronze-, der Urnenfelder-, der Hallstatt- und der Latènezeit, die dritte aber die «Römerzeit und Frühgeschichte», letztere aufgeteilt in «Frühe Baiernzeit» und «Karolinger- und Ottonenzeit».

Zu begrüßen ist bei den Karten die Herausstellung der Urnenfelderzeit, zu bedauern aber anderseits das Fehlen der Fundstellen aus der Mittleren Steinzeit. Zu begrüßen ist des weiteren die Charakterisierung der Fundstellen mittels besonderer Zeichen (z. B. bei der Jüngeren Steinzeit: Fundstellen mit «weniger als 10 Steinbeilen», mit «10–50 Steinbeilen» und mit «über 50 Steinbeilen», oder in der «Römerzeit»: «einzelne Baureste», «mindestens zwei Gebäudegrundrisse» und «größere Gebäudekomplexe», entsprechend dann auch die Gräber- und Münzfunde sowie die «sonstigen Funde». Zu bedauern ist aber hingegen gerade deshalb die Kleinmaßstäblichkeit der Karten, die nur eine sehr vage Lokalisierung gestattet.

Der Textteil beschränkt sich auf den umfänglichen Katalog der Fundorte Oberösterreichs, die unter Gemeindenamen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt sind. In der jeweiligen Gemeinderubrik sind die verschiedenen Funde oder Fundkomplexe unter den jeweiligen Epochenbegriffen aufgeführt – welch letztere da und dort leider etwas von jenen auf den Karten abweichen; auch ist zu bedauern, daß in den Abbildungslegenden den Fundortnamen, die nicht gleichzeitig Gemeinden sind, nicht auch noch durchweg der Gemeindename beigefügt wurde.

«Ein besonderes Schwergewicht wurde auf die richtige Lokalisierung der Fundplätze gelegt... Tausende Anfragen bei Gemeindeämtern, Schulen, Museen, Vermessungsämtern und sonstigen Behörden und Gewährsmännern und Hunderte Geländebegehungen waren notwendig, um wenigstens die widersprechendsten Unklarheiten zu beseitigen» (S. 6).

Die Illustration des vorliegenden Bandes ist reich, wenngleich infolge verschiedenster Herkunft etwas heterogen. Bei den wichtigsten Bildern sähe man zudem gern eine Quellenangabe.

Aber alle diese kleinen Wünschbarkeiten verblassen angesichts des von J. Reitinger in Wort und Bild vorgelegten Materials, das selbstredend den Heimatforschern Oberösterreichs die größten Dienste leisten wird. Darüber hinaus ruft diese umfängliche Arbeit zur Schaffung analoger archäologischer Karten in andern Ländern auf, nicht zuletzt in der Schweiz – und zwar vor allem auch deswegen, weil einerseits durch den Tod älterer Gewährsleute sehr viele unmittelbare Zeugen ausscheiden und weil anderseits durch die gewaltige Wohnungsexpansion sehr viele alte Fundstellen überhaupt verschwinden. *Walter Drack*

René Wyss: *Bronzezeitliche Gußtechnik.* Aus dem Schweizerischen Landesmuseum, Heft 19 (Verlag P. Haupt, Bern 1967). 12 S., 16 Tafeln.

René Wyss: *Bronzezeitliches Metallhandwerk.* Aus dem Schweizerischen Landesmuseum, Heft 21 (Verlag P. Haupt, Bern 1967). 15 S., 16 Tafeln.

Die Dienstbarmachung der Metalle nach einer überaus langen Phase mit Steinwerkzeugen kann nicht anders denn als revolutionärer Einschnitt in der Geschichte der Technik und damit in der Kulturgeschichte des Menschen überhaupt bezeichnet werden. Für die Herstellung der vorher üblichen steinernen Geräte benötigte man lediglich gutes Steinmaterial und Schlagsteine, Druckstäbe und Schleifsteine. Die komplizierten Arbeitsgänge beim Gießen und Schmieden des Metalls erforderten Werkstätten mit technischen Einrichtungen. Die Konsequenz in soziologischer Hinsicht war die Entwicklung eines Handwerks, dasjenige des Schmiedes, zu einem bedeutungsvollen Faktor in der damaligen Gesellschaft. Auf den Schmied war man fortan angewiesen, der selbst aber seine technischen Kenntnisse und Erfahrungen wohl kaum preisgab, sondern nur in kleinstem Kreise seiner Berufsgruppe tradierte.

René Wyss zeichnet konzis ein anschauliches Bild des Beginns urgeschichtlicher Gußtechnik, die nach einer kurzen Zwischenphase, in welcher annähernd reines Kupfer verarbeitet wurde, zur Entdeckung der Bronze führte. Anhand des reichen Museumsgutes beschreibt der Verfasser im ersten Heft, «Bronzezeitliche Gußtechnik», die primären Arbeitsgänge, im zweiten Heft, «Bronzezeitliches Metallhandwerk», dagegen die sekundären Fabrikationsprozesse, die Weiterverarbeitung der Bronze durch Hämmern, Ziselieren, Drehen, Feilen, Treiben, Tordieren usw. Der Nachweis für bronzezeitliche Gießereiwerkstätten ist meist auf indirektem Wege über Rohgüsse, Gußabfälle, Gußformen, Bestandteile von Schmelzöfen, Barren und Altstoffschmelzen geglückt. Der Verfasser erläutert an solchen Funden, die übrigens meist aus Ufersiedlungen stammen, die verschiedenen Gußtechniken (Schalenguß mit ein-, zwei- oder mehrteiligen Gußformen; Überfangguß) und schließlich die Fabrikationsvorgänge, die dem Gießen folgten. Wyss legt ein mannigfaltiges Belegmaterial vor und dokumentiert eindrucksvoll die bronzezeitliche Handwerkstechnik.

Die beiden hier angezeigten Broschüren sind neuere Hefte der sehr ansprechend und sorgfältig ausgestatteten Reihe «Aus dem Schweizerischen Landesmuseum», in welcher einem weiteren Kreise von Interessenten in prägnanter und allgemeinverständlicher Art und Weise einzelne Sachgruppen des Museumsgutes dargestellt und erklärt werden. *Rudolf Degen*

Hermann Dannheimer: *Epolding-Mühlthal. Siedlung, Friedhöfe und Kirchen des frühen Mittelalters.* Mit Beiträgen von Wilhelm Störmer, Walter Haas, Miloslaw Bartuška, Radomír Pleiner, Gerfried Ziegelmayer. Veröffentlichungen der Kommission zur archäologischen Erforschung des spätrömischen Rätien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 7 (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1968). 156 S., 31 Textabb., 5 Texttafeln, 14 Texttabellen, 55 Tafeln und 5 Planbeilagen.

Epolding-Mühlthal wurde Anfang der zwanziger Jahre ausgegraben. Obwohl die Grabungsergebnisse – verschiedene Gräberfelder, frühe Siedlungsspuren und die Mauergruben einer alten Kirchenanlage – in ihrer Art einmalig waren und geradezu nach einer umfassenden Darstellung riefen, blieb es bei vorläufigen Berichten, die wiederum zu ganz verschiedenen Ausdeutungen verlocken mußten, wodurch die Situation mehr und mehr verschummert wurde.

Es fällt H. Dannheimer das Verdienst zu, Klarheit in die Sachen hineingetragen zu haben, soweit das heute noch möglich ist, denn der Übersichtsplan, der einmal existiert haben soll, ist verschollen. Ebenso verlief die Suche nach einzelnen Fundgruppen im Sand, andere fanden sich zwar wieder, waren aber «unrichtig» inventarisiert – wie sich der Autor schonungsvoll ausdrückt. (Kurzum, es herrschen offensichtlich anderwärts ganz ähnliche Mißstände wie bei uns, wo fröhlich in den Tag hineingebuddelt wird, während in den Museen die wertvollsten Bestände verrotten und die Unterlagen verflattern. Grundsätzlich sollte heute nur noch dort gegraben werden, wo archäologische Objekte direkt gefährdet sind. Alles andere läßt sich nicht verantworten.)

Es ist beinahe quälend, verfolgen zu müssen, wie H. Dannheimer sich abmüht, anhand der alten Akten dem Problem Epolding-Mühlthal gerecht zu werden, weil dies stellenweise einfach nicht mehr möglich ist. Trotzdem zeigt sich hier wieder einmal mehr, wie sich das Gesicht eines Befundes bei sorgfältiger Bearbeitung ändern kann. So kommt er z. B. bei der Interpretation der Kirchenfundamente von Epolding-Mühlthal zu ganz anderen Ergebnissen, als sie die bisherigen summarischen Betrachtungen erbrachten. Trotz subtiler Analyse, trotz kostspieligen Nachgrabungen, wie sie H. Dannheimer durchführen konnte, bleibt ein Gefühl von Unsicherheit bestehen.

Frischen und freien Atem finden wir in der Arbeit von H. Dannheimer erst in der Zusammenfassung, wo er die Beklemmnisse der verworrenen Detailfragen, um die er sich redlich bemüht hat, hinter sich lassen darf und zur übergeordneten Schau kommt. Hier kann er die Ernte einbringen: Fast wie von selbst ordnet sich Epolding-Mühlthal – als Ehapaldinga um die Mitte des 8. Jahrhunderts ertsmals literarisch bezeugt – als wichtiger Isarübergang in das Wegnetz ein. Erst damit erhält dieser Siedlungsplatz den ihm gemäßen landesgeschichtlichen Akzent. Für solche Betrachtungen besitzt H. Dannheimer offensichtlich nicht nur ein besonderes Flair, sondern auch das Geschick einer methodisch sauberen und klaren Darstellung. Um so bedauerlicher ist es, daß die Ausgangslage derart verfuhrwerkt ist.

Ergänzend wären lediglich noch einige Bemerkungen zu Detailproblemen anzubringen. Beim Plattengrab Epolding-Mühlthal 37 waren die Fugen zwischen den Platten mit Lehm abgedichtet, Grab 109 wiederum wies eine vermörtelte Abdeckung auf. Solche Konstruktionen sind nicht ohne Parallelen, wie H. Dannheimer meint. Es sei auf ein Grab von Basel-Kleinhüningen verwiesen (Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 66, 1966, XVI, Tafel 1), dessen Wände mit in Lehm versetzten Steinen «aufgemauert» und mit Kalkmörtel sauber verputzt waren. Der Kalkverputz war zudem mit einem weinroten Überzug fein geglättet.

Besagtes Grab 109 liegt unter der Süd-Mauer des Baues I der Kirche von Epolding-Mühlthal, deren Chor übrigens im Westen liegt, und liefert damit den Terminus post quem für diese Anlage. H. Dannheimer bemerkt hierzu (S. 77): «Es ist nicht zu bezweifeln, daß Kirche und Grab in gegenseitiger Beziehung stehen, die man eigentlich nur so denken kann, daß hier bewußt die christliche Kultstätte über einem Ahnengrab errichtet worden ist.» Als Parallele drängt sich Spiez-Einigen auf (JBSGU 45, 1956, 69 Abb., 28 A2 [mit 3 verwechselt]), wo das Grab des

Stifterpaares ebenfalls auf der Flucht des Langhauses liegt, aber in der Form eines Arkosols in die Architektur miteinbezogen ist. Die Frage, ob in Epolding-Mühlthal nicht an eine ähnliche Einbeziehung des Grabes in die Architektur zu denken wäre, muß offenbleiben, da nicht auszumachen ist, ob der steinernen Kirche nicht noch ein älterer Holzbau vorangeht.

Es sei erlaubt, einige Fachausdrücke ganz allgemein etwas näher unter die Lupe zu nehmen. Gewiß zeichnen sich auch in Epolding-Mühlthal die Hütten als Gruben in den Profilwänden ab. Berechtigt aber diese Tatsache zur Verwendung des Ausdrucks «Grubenhütte» oder «Grubenhaus»? Lag das Gehniveau tatsächlich auf dem Grubenboden, oder könnte über der Grube nicht eine Art Holzrost eingezogen gewesen sein? In diesem Falle wäre es falsch, von «Grubenhütten» zu sprechen. Es ist zu bedenken, daß selbst römische Gebäulichkeiten im Querschnitt als «Grubenbauten» erscheinen können, es aber nicht sind.

Es sei auf den Befund Riehen-Maienbühl hingewiesen (Basler Zeitschrift 67, 1967, XXXVI), wo indirekt das Vorhandensein eines Holzrostes nachgewiesen werden konnte. Bei diesem Einwand denke ich an die eigentlichen Wohnbauten und nicht an Webekeller oder Vorratsräume. Soweit ich die bisher bekanntgewordenen Funde überblicke, liegt nirgends eindeutig der Nachweis vor, daß der Grubenboden tatsächlich das Gehniveau war.

R. Moosbrugger-Leu

ANITA MOPPERT-SCHMIDT: *Die Fresken von S. Angelo in Formis.* Basler Dissertation 1959 (Verlag P.G. Keller, Zürich 1967). XIV, 175 S.; Abbildungen.

Die wissenschaftsgeschichtliche und methodologische Einleitung bringt zum Bewußtsein, daß wir heute nicht nur Erben einer alten Kultur, sondern auch Epigonen der im 19. Jahrhundert einsetzenden geisteswissenschaftlichen Erforschung dieser Kultur sind. Problemstellungen und Wertungen innerhalb dieser einzelwissenschaftlichen Forschung haben sich allerdings geändert: Scheinen die Deuter von S. Angelo seit 1860 in der Alternative byzantinisch/italienisch und im negativen stilistischen Werturteil befangen, so glaubt die Autorin heute die Fragen des Ort- und Zeitstils komplexer sehen und in der Wertung den mittelalterlichen Fresken gerechter werden zu können. Wissenschaftsgeschichtlich aufschlußreich ist der *Catalogue raisonné* der S.Angelo-Literatur von 1860 bis 1960: Schulz (1860) mißt die anderthalb Jahrhunderte früheren Fresken an Giotto und muß sie roh und unschön finden, Cavalcaselle (1862) spricht von Widerwärtigkeit und Tiefstand, noch Toesca (1927) beurteilt den Stil negativ. Salazaro (1868) sieht S. Angelo bereits innerhalb einer zu Giotto führenden italienischen Malerschule, Caravita (1869) würdigt das Weltgericht von S. Angelo als ältestes in Italien, Kraus (1893) stellt S. Angelo erstmals in den karolingisch-ottonischen Zusammenhang, ottonische Einflüsse verfolgt später Sandberg-Vavalà (1928). Demgegenüber betont Doppert (1894) einseitig die Zugehörigkeit zum byzantinischen Kulturkreis, gefolgt von Venturi (1902), Woermann (1918) und zuletzt von Janine Wettstein (Genfer Dissertation 1960). Di Giacomo (1896), Zimmermann (1898) und Oertel (1953) sehen in S. Angelo Begründung der italienisch-romanischen Malerschule mit byzantinischer Hilfe. Muratoff (1928) und Anthony (1951) nehmen das Romanisch-Erzählerische, Ladner (1931) das Romanisch-Kubische in den Fresken von S. Angelo wahr.

Das erste Kapitel, «Die historische Situation», skizziert die Loslösung Unteritaliens aus dem Byzantinischen Reich der Makedonen durch die Normannen, zeigt den in der Apsis von S. Angelo zu Füßen Christi porträtierten Kirchenbau- und Freskenstifter Desiderius, 1058–1086 Abt von Montecassino, als einen der großen kirchlichen Mäzene der romanischen Epoche – Abt Suger von St-Denis vergleichbar – und verfolgt das Schicksal von S. Angelo und seiner Vorgängerbauten vom antiken Dianatempel (135 v. Chr.) über den für den heutigen Bau wichtigen Terminus post quem 1072 bis zur Erklärung von S. Angelo zum Monumento Nazionale (1876).

In einer Bestandesaufnahme (zweites Kapitel) erscheint die Klosterkirche von S. Angelo als Basilika von frühchristlichem Typus, mit Narthex und Apsiden, alles unsystematisch, abseits vom gebundenen System der Romanik (Planskizzen S. 138–139). Die ganzen Innenwände sind – auch dies frühmittelalterlich – mit Wandmalerei teppichartig überzogen (Abb. 4). Das umfängliche Inventar der Inschriften – Monogramme, Tituli, Spruchbänder – wird in Fußnoten bereits ausgewertet: Mißverständnisse des Griechischen schließen byzantinische Maler aus. Der Abschnitt «Technik» gibt unter anderem eine anschauliche Beschreibung der «Pittura al buon fresco» von der Sinopie über die tagwerkgroßen Mörtelflächen bis zu den weißen Höhungen auf dem bereits trockenen Putz. Der Abschnitt «Erhaltungszustand» berichtet von beschönigenden Übermalungen um 1732, von vorübergehenden Übertünchungen im Sinne des mittelalterfeindlichen Klassizismus um 1840 und von verheerendem denkmalpflegerischem Übereifer um 1930.

Im dritten Kapitel werden die Probleme der Ikonographie erörtert. Der Freskenzyklus von S. Angelo illustriert den großen weltgeschichtlichen Mythos: Schöpfung und Alter Bund (Seitenschiffe), Propheten (Arkadenzwickel), Christus auf Erden (Mittelschiff), in der Majestät (Apsis) und als Weltenrichter (Westwand). Die Ikonographie des Alten Testaments ist seit frühchristlicher Zeit im geschichtsbewußteren Okzident geprägt worden. Die Gegenüberstellung Altes Testament–Neues Testament und die vermittelnden Propheten könnte der sendungsbewußte Desiderius aus den konstantinischen Basiliken der heiligen Petrus und Paulus in Rom übernommen haben. S. Angelo wäre dann Vermittler zwischen frühchristlicher und romanischer Kunst. Einmalig in der Monumentalkunst jener Zeit ist die Bilderzählung von Gleichnissen innerhalb des Lebens Christi; erstmalig und folgenreich bis auf Michelangelo die Gestalt einer Sibylle unter den Propheten.

Das vierte Kapitel, «Beschreibung und Analyse», stellt zunächst den raffinierten Fresken der Portaltympana, den einzigen Werken der von Desiderius laut Leos Chronik aus Byzanz berufenen Maler, die frühromanischen Fresken einheimischer Meister im Innern gegenüber. Der unsystematischen Architektur entspricht die spontane Gliederung der Bildstreifen im Hauptschiff mittels gemalter Säulen von unregelmäßigem Abstand. Ausführlich und eindrücklich beschreibt die Autorin die Reihe der besterhaltenen Fresken der Südwand (Abb. 9–17). Hier wird Christus in immer neuer Begegnung mit Menschen gegenwärtig. Diese neutestamentlichen Szenen sind klassisch-einfach und monumental, im Gegensatz zur bewegt-genrehaften Gleichnisfolge von anderer Hand (Abb. 8) und zum expressiven Passionszyklus von einem dritten Meister (Abb. 18–23).

Das Weltgericht von S. Angelo, welches in der Geschichte der Malerei eine Schlüsselstellung einnimmt, wird im fünften Kapitel für sich dargestellt. Sein ikonographisches Programm ist rein westlich. Es geht von Matthäus 24–25 und Predigten Leos des Großen aus. In einem hypothetischen römisch-frühchristlichen Prototyp könnte es erstmals bildnerisch gestaltet worden sein. Von diesem Vorbild wäre die karolingische Weltgerichtsschilderung von Müstair ausgegangen, die älteste erhaltene. Wie in Müstair wird in S. Angelo das Weltgericht in seinem zeitlichen Ablauf von oben nach unten geschildert: Tubablasende Engel, Auferstehende, Richterspruch Christi, Selige und Verdammte.

Das sechste Kapitel konzentriert sich im Nahblick auf sachliche und stilistische Einzelformen. Die Formkonstanz von Händen, Füßen, Gewandpartien läßt Qualitätsunterschiede deutlich werden. Anhand des wichtigsten formalen Grundelements, der

ausdrucksgeladenen Linie, werden noch einmal die drei Hauptmeister und der erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts tätige Maler der Hochfensterzone unterschieden.

Aus dem nunmehr gewonnenen Überblick ist das siebente Kapitel geschrieben, welches die Stellung von S. Angelo in der Kunst des 11. Jahrhunderts festlegt, das heißt, gegenüber den byzantinischen und süditalienischen Miniaturen, gegenüber den byzantinischen Mosaiken, gegenüber der ottonischen Kunst. Während die Fresken des Gleichnismeisters Vergrößerungen von byzantinischen Buchillustrationen in der Art des Parisius 74 sein könnten, eignet dem Südwandmeister eine von der Miniatur unabhängige Monumentalität. Von byzantinischen Mosaiken mit ihrer reichen Landschafts- und Architekturszenerie unterscheidet sich S. Angelo durch Konzentration der Aussage auf die Figuren, wie sie damals zusammen mit dem symbolischen Streifenhintergrund in der ottonischen Kunst vorgebildet war. *Bruno Carl*

FRANZ WYSS: *Die Zuger Glasmalerei.* Mit einem Beitrag von Fritz Wyss. Herausgegeben von der Korporation Zug (Gestaltung und Druck: Kalt-Zehnder, Zug 1968). 236 S., 114 Abb.

Wer sich mit Schweizer Glasmalerei des 16. und 17. Jahrhunderts befaßt, weiß unweigerlich auch um die großen Bestände an schweizerischen Scheiben in Nostell Priory in Mittelengland. Paul Boesch hat bereits 1937 im «Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde» die rund 500 Glasgemälde in der Kirche zu Nostell veröffentlicht. Im nahen Schloß befanden sich weitere 300 Stück, welche jedoch nie ausgestellt waren. Boesch drang 1954 auch zu diesen Beständen vor, inventarisierte sie, doch starb er bald danach, so daß der Nimmermüde nicht mehr zu deren Publikation gelangte. Obgleich damals nicht die Rede von einem Verkaufe war, gelangten 1961 alle jene nie ausgestellten Seiben aus dem Schloß durch den Handel wieder in die Schweiz. Da es sich bei einem wesentlichen Teil um Zuger Scheiben handelte, bemühte sich die Historisch-antiquarische Sammlung in Zug um den Erwerb. Dank dem Entgegenkommen der Korporation Zug konnte denn auch ein Bestand von 141 Glasgemälden für Zug gesichert werden. Dieses erfreuliche Ereignis in der Geschichte der Zuger Glasmalerei löste den vorliegenden umfangreichen Band aus. Dr. med. Franz Wyss, welcher sich zeitlebens mit der Erforschung der Zuger Glasmalerei beschäftigt hat, war der prädestinierte Bearbeiter dieser aus dem Ausland zurückgekehrten Glasgemälde. Gleichfalls aus der Feder von Franz Wyss stammt die Erfassung der Glasgemälde in der Historisch-antiquarischen Sammlung in Zug. Der vorliegende Band enthält in einem ersten Abschnitt einen Überblick über die in Zug tätigen oder von dort ausgewanderten Glasmaler der Frühzeit und die Gruppierung ihrer Arbeiten von etwa 1520 bis 1600. In einem zweiten Kapitel schließen sich gleichsam als Ergänzung die Studien des verstorbenen Maschineningenieurs Fritz Wyss an, welcher in den Zuger Neujahrsblättern 1939 und 1940 einen Beitrag zur Geschichte der Glasmalerei im Kanton Zug und der zugerischen Glasmaler veröffentlicht hatte, wobei ausführliches Quellenstudium die nötige Grundlage bildete. Der dritte Teil, der den musealen Glasgemäldebeständen in Zug gewidmet ist, umfaßt die Beschreibung all jener Stücke, welche nicht auf dem Zuwachs aus Nostell Priory beruhen, also einmal die Scheiben aus dem alten Zeughaus in Zug, welche dank zwei initiativen Zugern gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts gesammelt und im Zeughaus festgehalten werden konnten. Zum andern ist es die Gruppe von Glasgemälden der Historisch-antiquarischen Sammlung im Zuger Rathaus, eine Sammlung, die seit 1878 im Wachstum begriffen war und schließlich zu Beginn dieses Jahrhunderts mit den Scheiben aus dem Zeughaus zum eigentlichen Grundstock der Zuger Glasgemäldebestände wurde. In einem letzten, gesonderten Abschnitt folgt dann der Katalog der 141 aus England erworbenen Stücke. Da jedem der vier erwähnten Teile jeweils am Schluß die Anmerkungen beigegeben sind und auch der Band immer wieder von Gruppen von Abbildungstafeln durchschossen ist, verliert das Gesamtwerk an Übersichtlichkeit. Eine rasche Orientierung leidet darunter. Wohl sind den tadellosen Abbildungen Legenden beigegeben, es fehlen jedoch Hinweise auf die entsprechenden Seiten, wo sie aufgeführt und besprochen werden. Auch vermißt man unter den Abbildungen die zugehörige Katalognummer, was bei der Suche nach dem Text von großem Nutzen gewesen wäre. Ist bei der Beschreibung der einzelnen Scheiben den Stiftern und ihren biographischen Angaben große Aufmerksamkeit geschenkt worden und auch der Erhaltungszustand vermerkt, so fragen wir uns, ob nicht die ikonographische Seite etwas mehr Beachtung verdient hätte. Dr. med. Franz Wyss, der zahlreiche unsignierte Scheiben auf Grund seiner Studien des Schriftcharakters bestimmten Glasmalern zuschreibt, meint: «Die Kenntnis dieser Schrifttypen erfordert eine Kleinarbeit, die wir von den Kunsthistorikern großen Formates, die sich für ganz andere Dinge und Zusammenhänge interessieren, nicht erwarten dürfen; wie ja überhaupt die Glasmalerei, welche weniger selbstschöpferische Arbeiten, sondern mehr Nachbildung fremden Ideengutes hervorgebracht hat, den Berufskunsthistoriker von heute weniger anzieht. Hier muß die lokale Forschung von Laien, die sich für dieses Kunstgewerbe interessieren, einsetzen.» Es scheint uns schade, daß der Autor solch einen scharfen Trennungsstrich zieht, denn manche Ungenauigkeit hätte sich durch Beiziehung eines Kunsthistorikers ausmerzen lassen. Und wie gerne hätten sowohl Laien als auch Kunsthistoriker die graphischen Vorlagen kennengelernt, die vielen Scheiben zugrunde liegen. Besonders Michael IV Müller muß ein großer Freund der von Matthäus Merian illustrierten Bibel gewesen sein, sind doch zahlreiche seiner Scheiben recht genaue Kopien der entsprechenden Darstellung bei Merian. Vgl. zum Beispiel die Rundscheiben Abb. 70, Anbetung der Hirten; Abb. 72, Taufe des Philippus; Abb. 73, Schiffbruch von Paulus vor Malta; Abb. 74, Martyrium der sieben makkabäischen Brüder; Abb. 78, Versuchung Christi. *Jenny Schneider*